

## G. Gründungstexte der Literaturkomparatistik

### 1. Johann Gottfried Herder: *Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten (1781)*

Johann Gottfried Herder gilt gemeinhin als kanonischer Vorläufer der Komparatistik (für eine Übersicht vgl. Banús 1996, 317–389), erscheint er doch als maßgeblicher Wegbereiter eines Weltliteratur-Begriffs und in seinem humanistischen Ethos als Gewährsmann für eine interkulturelle Literaturwissenschaft (→ C 11; → D 13). Mit seiner ursprünglich 1778 an der Bairischen Akademie der Wissenschaften eingereichten Preisschrift tritt Herder auch als Verfasser eines protokomparatistischen Essays zutage, in dem er sich um eine Neubestimmung des Verhältnisses von Ethik und Ästhetik bemüht; seine Schrift ist damit eine implizite Antwort auf Rousseau, der daran zweifelt, dass die Kunst den Menschen sittlich verbessern könne, da sie ihn von seiner ursprünglichen Natur entfremde. Herder indes führt die in die Krise geratene aufklärerische Wirkungspoetik und Rousseaus Naturkonzept zusammen: Die Poesie sei das älteste und wirksamste Mittel »zur Lehre, zum Unterricht, zur Bildung der Sitten für Menschen« gewesen (Herder 1994, 151); in ihr wirke vermittels der Empfindung die Natur auf den Menschen. Doch je mehr Kunstfertigkeit an die Stelle der Natur trete, erlösche die wahre Poesie und werde zu einer lügnerischen.

Herder exemplifiziert diese Entwicklung an vier Literaturen des Altertums (→ D 10), wobei er die hebräische »als das sonderbarste und einzige Muster« (ebd., 158) auffasst. Nicht nur dient sie ihm als Beispiel einer identitätsstiftenden »Nationaldichtkunst« (ebd., 160); sie sei auch Gott immer treu geblieben, während in anderen Literaturen die Dichtung zu »Fabel, Lüge, Mythologie« (ebd., 166) verkommen sei. Des Weiteren führt er die griechische Poesie an, die in ihrem Ursprung ebenfalls göttlich und sittenbildend gewesen, dann jedoch zu leichtem »Handwerk« (ebd., 175) herabgesunken sei. Die römische

Dichtung erscheint Herder gar nur als weitgehend wirkungslose Nachahmung der griechischen. Ihr gegenüber hätten die Heldengesänge der nordischen Völker in höchstem Maße auf die Menschen gewirkt, und in Folge der Völkerwanderungen habe diese Dichtung »das Schicksal Europens« nachhaltig verändert (ebd., 185).

Es ist dieses Moment der Entgrenzung, das Herder als charakteristisch für die mittelalterliche Literatur ansieht: Sie sei ein Amalgam nicht nur antiker, nordischer und christlicher, sondern auch arabischer Elemente. Damit ende zwar die »enge Nationaldichtkunst« (ebd., 188), doch dafür seien als Gewinn das Wunderbare und Abenteuerliche in die Dichtung getreten. In der Neuzeit jedoch sei aus der Dichtung »Litteratur« (im pejorativen Sinn) geworden, die nur noch der bloßen Unterhaltung diene. Herder führt Beispiele aus der italienischen, französischen und englischen Literatur an, um zu belegen, dass die Dichtung in Ländern, die sich als gesittet betrachten, zwar »korrekter, klassischer, feiner«, zugleich aber auch »unwirksamer, unpoetischer, kälter« geworden sei (ebd., 205). Scharfe Kritik übt er am zeitgenössischen literarischen Geschmack in Deutschland, doch sieht er das Potential zu einer Erneuerung, gerade weil Deutschland aufgrund seiner historischen und politischen Situation bisher kaum eine wirksame Poesie gehabt habe. Diese Wirkung könne aber, so Herder in einem abschließenden Plädoyer, nur gelingen, wenn die Menschen den Dichter als einen gottgegebenen »Schöpfer eines Volkes«, als »Sittenwandler« akzeptierten (ebd., 212 f.).

Ogleich eher eine Schrift zweiten Ranges, der Herders langjährige Beschäftigung mit Volkspoesie, dem Lied, der Ode und dem Alten Testament vorausgeht, ist seine Abhandlung insofern ein herausragendes Paradigma eines frühkomparatistischen Essays, als sie nicht nur von Herders Zeiten und Räume transzendierender Belesenheit zeugt, sondern auch ungeachtet einer deutlichen Wertung in methodischer Hinsicht vorbildhaft vorgeht, da die Frage nach der Wirkung von Dichtung als starke Klammer, als eigentliches *tertium comparationis* dient, das den historischen Vergleich ermöglicht.

## Literatur

Herder, Johann Gottfried: »Über die Wirkung der Dichtkunst auf die Sitten der Völker in alten und neuen Zeiten«. In: Ders.: *Werke in zehn Bänden*. Bd. 4: *Schriften zu Philosophie, Literatur, Kunst und Altertum 1774–1787*. Hg. v. Jürgen Brummack u. Martin Bollacher. Frankfurt/M. 1994, 149–214.

Banús, Enrique: *Untersuchungen zur Rezeption Johann Gottfried Herders in der Komparatistik. Ein Beitrag zur Fachgeschichte*. Bern u. a. 1996.

Mayo, Robert S.: *Herder and the Beginnings of Comparative Literature*. Chapel Hill 1969.

Keyvan Sarkhosh

## 2. Wilhelm von Humboldt: *Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluß auf die geistige Entwicklung des Menschengeschlechts (1836)*

Wilhelm von Humboldts Abhandlung, ursprünglich seinem postum erschienen dreibändigen Werk *Über die Kawi-Sprache auf der Insel Java (1836–39)* vorangestellt, bildet den Gipfel seiner Sprachphilosophie. Humboldts Interesse gilt dabei dem Zusammenhang »der Sprachverschiedenheit und Völkerverteilung mit der Erzeugung der menschlichen Geisteskraft« (Humboldt 1907, 15). Sprache ist für ihn wesentlich mit dem menschlichen Denken und Dasein verbunden, sie liege in der Natur des Menschen, dem es ein Bedürfnis sei, diese hervorzubringen (ebd., 20). Diese Hervorbringung artikuliert und individualisiert sich indes in mannigfaltigen Formen. Den Grund für die Verschiedenheit der Sprachen sieht er dabei in der »Geisteseigenthümlichkeit der Nationen« (ebd., 43), in deren Sprachen ihre jeweiligen Weltansichten zum Ausdruck gelangen.

Die Verschiedenheit der Sprachen ist für Humboldt somit zunächst eine der Nationen, d.h. der Stämme oder Völker als kultureller Einheiten. Da sich diese aus Einzelwesen zusammensetzen, ist sie zugleich und vorrangig eine individuell bedingte: Die Sprache geht aus von den Individuen in der Gemeinschaft (ebd., 17), sie ist nicht über-, sondern interindividuell und damit zwingend dialogisch: Verstehen und Sprechen erscheinen als zwei Seiten einer Medaille, wobei jedes Individuum ein leicht anderes Verständnis der Worte habe (ebd., 64). Humboldt fundiert damit zunächst eine Reflexion auf das interkulturelle Verstehen, da sich das Verhältnis der Individuen im Verhältnis der Nationen wiederholt: Die Beschäftigung einer Nation mit der Sprache einer anderen führe immer zu einer Befruchtung und Umbildung ihres eigenen Charakters (ebd., 175).

Humboldt Sprachphilosophie ist wesentlich eine »Linguistik des Charakters« (Di Cesare 1998, 125): Der Charakter einer Nation drücke sich in ihrer Sprache aus und sie beeinflusse umgekehrt diesen. Dieser Charakter gehe aus dem Gebrauch der Sprache hervor, die Humboldt nie als abgeschlossenes Werk (*érgon*), sondern als »sich ewig wiederholende Arbeit des Geistes« (*enérgeia*) betrachtet (Humboldt